

 rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Manfred Geier

Das Glück der Gleichgültigen

Von der stoischen Seelenruhe zur postmodernen
Indifferenz

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

INHALT

VORWORT 9

ÜBER «ALLES»

Ingeborg Bachmanns Porträt eines Gleichgültigen 11

1

ALLES, WAS DER FALL IST

Die objektive Gleichgültigkeit der Welt 29

Der wohlgeordnete Kosmos 34

Der göttliche Ordo 39

Die gleichgültige Welt 44

ENTROPIE, DIE HÄRTESTE ZUMUTUNG

Thermodynamik, Maxwells Dämon und
die Informationstheorie 52

DAS WELTEXISTENZRÄTSEL

Heidegger, Wittgenstein und die letzte Warumfrage 67

2

VON DER RUHE DER SEELE

Gleichgültige Dinge und stoische Lebensform 85

Kynismus als existentielle Selbstbehauptung 88

Die «gleichgültigen Dinge» des Zenon von Kition 96

Wie man lernen kann, stoisch zu sein 102

3	ALLES IST EINS	
	Die Gelassenheit der Mystiker	113

4	ALLES IST LEER, ALLES IST GLEICH, ALLES WAR	
	Die Epoche des europäischen Nihilismus	129

	Romantische Alpträume	132
	Nietzsches Diagnose: «Gott ist tot»	142
	Der Fall Benn	148

5	PHÄNOTYPEN DER GLEICHGÜLTIGKEIT	
	Sieben Helden der modernen Literatur	159
	Nikolai Stawrogin, der Zar in der Gleichgültigkeit	163
	Gegen das Leben: Floressas Des Esseintes	173
	Michele Ardengo, ein gescheiterter Existentialist	179
	Antoine Roquentin oder Die Kontingenz	187
	Murphy, der jämmerliche Solipsist	193
	Die Gleichgültigkeit eines Mediterranen: Meursault	199
	Jean-Baptiste Clamence, der falsche Prophet in der Wüste	208

6	DIE INDIFFERENTE SITUATION DER ZEIT	
	Gleichgültigkeit als Gegenwartsphänomen	215

	Medienwelten	219
	Postmoderne Oblomows	226
	Indifferenz und Haß oder Alles egal?	239

	ANMERKUNGEN	243
	NAMENREGISTER	266

ÜBER «ALLES»

Ingeborg Bachmanns Porträt eines Gleichgültigen

Es war auch mir gewiß, daß wir in der Ordnung bleiben müssen, daß es den Austritt aus der Gesellschaft nicht gibt und wir uns aneinander prüfen müssen. Innerhalb der Grenzen aber haben wir den Blick gerichtet auf das Vollkommene, das Unmögliche, Unerreichbare, sei es der Liebe, der Freiheit oder jeder reinen Größe. Im Widerspiel des Unmöglichen mit dem Möglichen erweitern wir unsere Möglichkeiten.¹

Ingeborg Bachmann

«Alles beginnt mit einer scharfsichtigen Gleichgültigkeit.»² In seinem *Mythos von Sisyphos* hat Albert Camus immer wieder eine Gleichgültigkeit beschworen, deren Provokation sich niemand entziehen kann, dem es um die Wahrheit der menschlichen Existenz geht. Alles – das meint nicht die Welt als Gesamtheit aller Tatsachen, die es wissenschaftlich festzustellen und zu erklären gilt. Intendiert wird statt dessen auf die dringlichste aller Fragen, der gegenüber sich alle wissenschaftlichen Problemlösungen als nichtig erweisen: Ist das Leben lebenswert? Ob die Erde sich um die Sonne dreht oder die Sonne um die Erde, was alles wie im mikrophysikalischen Teilchenzoo herumgeistert, wie kognitive Prozesse durch Computerprogramme simulierbar sind, all das mögen schwerwiegende Fragen sein, die es wissenschaftlich zu beantworten gilt. Aber wir fühlen doch auch, daß, selbst wenn alle möglichen wissenschaftlichen Probleme gelöst sind, unsere Lebensrätsel noch gar nicht berührt sind, jene fundamentalen Fragen, welche die Entscheidung fordern, ob sich das Leben lohnt oder nicht. Alles, das zielt bei Camus auf das All des menschlichen Daseins, die ver-

wirrenden Beunruhigungen der menschlichen Existenz, für die kein wissenschaftlicher Verstand eine Lösung anzubieten vermag.

Warum aber sollen wir, wenn es um die Grundfrage nach dem Sinn und Wert des Lebens geht, mit einer scharfsichtigen Gleichgültigkeit beginnen? Wir müssen es, weil wir nur so klar sehen können. Denn es handelt sich bei dieser geforderten Gleichgültigkeit um keine dumpfe Stimmung eines Mir-ist-alles-egal, um die Schwammigkeit eines blinden Gefühls, das der dringlichsten aller Fragen nur ausweicht, ohne sich ihr zu stellen. Scharfsichtigkeit (*clairvoyance*) ist eine Forderung moralischer Wahrhaftigkeit, die der Mensch zu wagen hat, auch wenn er daran zu zerbrechen droht. Sie will nicht beruhigend erklären, sondern enthüllen. Dazu aber ist es notwendig, mit einem ersten Schritt zu beginnen, der zunächst gleichgültig ist gegenüber allen Täuschungen und Unwahrhaftigkeiten, die dem Menschen nur scheinbare Sicherheiten und illusionäre Fiktionen vorspiegeln.

Wann und wo dieser anfängliche Schritt tatsächlich beginnt, ist dabei belanglos. Es kann ein verstörender Augenblick sein, in dem plötzlich die Kulissen des eingespielten Alltags einstürzen und sich Überdruß an einem mechanischen Leben breitmacht. Eines Tages steht das «Warum?» da, «und mit diesem Überdruß, in den sich Erstaunen mischt, fängt alles an. «Fängt an» – das ist wichtig. Der Überdruß ist das Ende eines mechanischen Lebens, gleichzeitig aber auch der Anfang einer Bewußtseinsregung.» (S. 16) Es kann ein grausamer Schockmoment sein, in dem sich dem Menschen die lächerliche Bedeutungslosigkeit und Vergänglichkeit aller weltlichen Dinge aufdrängt, oder das Ereignis einer heilsamen Enttäuschung, die sich durch keine propagierten Wahnideen und täuschenden Ideologien mehr bluffen lassen will und nicht mehr bereit ist, einem neuen Wahn zu folgen, nur weil ein alter verflogen ist. Und es kann ebenso die hochkultivierte Anstrengung eines geistigen Abenteuers sein, in dem ein radikaler Wahrhaftigkeitswille alle überkommenen höheren Werte in Frage stellt, von denen in Ethik, Metaphysik oder Theologie so oft nur geschwafelt worden ist. Immer kämpft die Moralität der Scharfsichtigen gegen die Blindheit derjenigen, die sich in den gewohnten Fassaden heimisch fühlen, seien sie gebaut aus alltäglicher Routine, gesellschaftlich konditio-

nierten Werten oder transzendenter Gottgläubigkeit. Das Bedürfnis nach Klarheit fordert eine Haltung aktiver Indifferenz, die nicht notgedrungen zu der Einsicht führt, das Leben lohne sich nicht und der Selbstmord sei eine Lösung. Statt dessen erhalten alle Probleme ihre Schärfe wieder. Nichts ist entschieden. Aber alles ist jetzt verwandelt. Nicht ohne religiöses Pathos hat Camus diese Gleichgültigkeit beschworen mit dem Hinweis: «Der Mensch wird hier endlich den Wein des Absurden finden und das Brot der Gleichgültigkeit, mit der er seine Größe speist.» (S. 48)

Mag für diesen gleichgültigen Menschen das eingespielte profane Verhalten nur ein maßloses Possenspiel unter der Maske des Absurden sein, so braucht auch er seinen Ölberg, auf dem er nicht einschlafen darf. Denn die Gleichgültigkeit, die seine «Größe» speist, ist kein trübes Abstumpfen, sondern ein Erwachen. Sie weckt ein Bewußtsein, das schließlich alles affiziert. Wer von ihm ergriffen ist, will nichts als aufrichtig sein. Gefordert ist eine Haltung, welche die Mechanik des Alltags nicht akzeptieren will, sich auf wissenschaftliche Welterklärungen nicht verläßt und auch nicht mehr bereit ist, in die Transzendenz eines Glaubens zu springen. Doch wohin führt diese gleichgültige Klarsichtigkeit, die dem Sicherheitsbedürfnis des Menschen widerspricht, seinen Illusionen und Konstruktionen, in denen er sich zu Hause wähnt?

Halten wir zunächst fest, daß es hier nicht um Erklärungen geht, sondern um Lebenserfahrungen und -beschreibungen. Beschreiben ist der Ehrgeiz eines Menschen, der klar sehen möchte, was die menschliche Existenz betrifft. In jenen Situationen, in denen alles beginnt, haben vor allem Kunstwerke ihren Ursprung und ihre Legitimation. Es geschah nicht aus Nachlässigkeit, daß «Gleichgültigkeit» keine zentrale Kategorie des philosophischen Diskurses wurde. Denn so schwer es ist, diese Haltung dauernd auszuhalten, so sehr entzieht sie sich einer rein geistigen Reflexion, die ihre systematischen Gedankengebäude errichtet. Es sind vor allem literarische Werke, welche uns enthüllen, was es mit scharfsichtiger Gleichgültigkeit zu sehen gilt: wer wir selbst sind und wie wir uns zu anderen verhalten können. Das rechtfertigt die Stellung, die Romane und Erzählungen in dieser Untersuchung spielen. Dostojewski, Moravia, Sartre, Camus, Benn, Beckett, Pynchon, um nur einige von ihnen anzuführen, haben den philosophischen Drang

zum Theoretisieren so gut verstanden, daß sie von ihm frei wurden und dort zu schreiben begannen, wo es eine neue Möglichkeit des Menschen zu entwerfen gilt. Immer ist es eine besondere Form von Gleichgültigkeit, die ihren Beschreibungen wie ein Sprengstoff den ersten Anstoß gab.

Alles ist eine Erzählung von Ingeborg Bachmann.³ Auf engstem Raum sind hier alle Ambivalenzen verdichtet, die sich ergeben, wenn Gleichgültigkeit und Enthüllung die gewohnheitsmäßige Maskerade beenden wollen. Beschrieben wird die absurde Hoffnung eines Menschen, der klarsichtig die «reine Größe» einer Indifferenz zu erreichen versucht, die von allen gesellschaftlich und geschichtlich eingespielten Wertigkeiten befreit ist. Nichts bleibt dabei unberührt, alles wird infiziert durch den Impuls eines gleichgültigen Wollens, das in seinem Herzen rumort und sein ganzes Denken zunehmend beherrscht. Erzählt aber wird auch von seinem Scheitern, von einer Schuld und einem Tod, von einer inneren Kälte, die macht, daß das Nächste und Fernste gleich entrückt sind und alles nur noch im hellen Licht einer unerträglichen Indifferenz erscheint, die menschliches Zusammenleben der härtesten Probe aussetzt.

Wenn der Held dieser Geschichte wie ein Mann ohne Eigenschaften erscheint, so wird daran zugleich deutlich, daß es sich bei jener Gleichgültigkeit, die ihn immer stärker beherrscht, um keinen bloßen Affekt handelt, sind Affekte wie Liebe und Haß, Neid oder Mitleid doch stets noch auf bestimmte Personen oder Sachverhalte bezogen und motivieren eine bestimmte Handlungsweise. Affekte implizieren noch immer ein urteilsmäßiges, kognitives Moment, das eine Bewertung der Sachverhalte, auf die sie bezogen sind, hinsichtlich eines eigenen Wohls ausdrückt. Hier aber geht es um eine Stimmung, die zu keinen bestimmten Handlungen mehr motiviert, sondern nur eine unbestimmte Disposition ausdrückt, die sich auf «alles» bezieht. Woher diese Stimmung kommt, bleibt unbestimmt. Sie überfällt das Subjekt. Die Stimmung der Gleichgültigkeit kann einen beliebigen Menschen an einer beliebigen Straßenecke anspringen. Sie kommt weder von «Außen» noch von «Innen». Vor jeder Soziologie und Psychologie lenkt Ingeborg Bachmann die Aufmerksamkeit auf das fundamentale Phänomen

einer existenzialen Grundbefindlichkeit, von der das Leben im ganzen betroffen ist, eingebunden zwischen Geburt und Tod, Zur-Welt-Kommen und Daseinsverlust.

Alles ist die Beschreibung eines Widerstreits, der vor allen Konflikten steht, die uns aus Romanen vertraut sind und uns in ihre dramatisierten Handlungsverläufe verstricken. Nicht zufällig scheinen dem Helden dieser Erzählung die Voraussetzungen zu fehlen, handeln zu können und einen geläufigen Romankonflikt auszutragen. Er haßt niemanden und liebt keinen. Entfesselt und freigesetzt von den Affekten und Werten, an denen sich die Gesellschaft orientiert, läßt er sich statt dessen auf ein geistiges und existenziales Abenteuer ein und gerät dabei auf das gefährliche Minenfeld einer geschärften Gleichgültigkeit, die unvorhersehbare Gedanken explodieren läßt und schließlich alles zu vernichten droht, was den Menschen in der Gesellschaft zu halten verspricht. *Alles* handelt von der Größe und der Schuld eines Mannes, der vom Brot der Gleichgültigkeit aß, ohne dadurch erlöst zu werden.

Die Erzählung beginnt mit einer nachträglichen Rekonstruktion. Sie ist das Postscriptum eines Namenlosen, dessen Kind gestorben ist und der nun neben seiner Frau dahinlebt, mit ihr, wie zwei Versteinte, verbunden allein durch einen Trauerbogen, «der von einem Ende der Welt zum anderen reicht, also von Hanna zu mir». (S. 49) Doch wie kam es zu dieser ungeheuerlichen Distanz und Fremdheit? *Alles* ist der mühsame Versuch einer nachträglichen Selbstreflexion, der die eigene Schuld zu begreifen versucht. Freigelegt wird das Schicksal eines Mannes, der mit seinem Kind experimentierte, gleichgültig gegen die herrschende Ordnung des gesellschaftlichen Lebens und seiner Sprache. Er wollte seinem Kind einen utopischen Raum freihalten, in dem eine kindliche Gleichgültigkeit sich zu ihrer reinen Größe entfalten sollte. – Im Schicksal dieses Ich-Erzählers sind bereits zahlreiche Motive versammelt, die es in den sechs Kapiteln dieser Untersuchung näher zu erhellen gilt.

1

Alles begann mit einer Heirat, weil Hanna ein Kind erwartete. Ein neues Leben war dabei, zur Welt zu kommen. «Ich war bewegt, weil sich etwas vorbereitete.» (S. 49) Doch es ist kein Gefühl der

Freude oder des Stolzes, das ihn bewegt, eher eine Art von Neugier angesichts eines Neuen, durch das die Welt zuzunehmen schien. Sie geht einher mit einem ersten Riß in den Kulissen des gewohnheitsmäßigen Dahinlebens.

Es gab Augenblicke der Abwesenheit, die ich vorher nicht gekannt hatte. Selbst im Büro – obwohl ich mehr als genug zu tun hatte – oder während einer Konferenz entrückte ich plötzlich in diesen Zustand, in dem ich mich nur dem Kind zuwandte. (S. 49)

Abwesenheit und Entrückung sind die ersten Anzeichen einer Stimmung, die das mechanische Berufsleben nicht mehr so ernst nimmt, wie es allgemein gefordert wird. Sie bereiten die nächsten Schritte vor. – «Wir gingen kaum noch aus und vernachlässigten unsere Freunde.» (S. 49) Ein sozialer Rückzug findet statt, zunächst noch gesichert durch ein Wir, das sich gemeinsam auf die Geburt des Kindes vorbereitet. Doch das bevorstehende Ereignis beginnt bereits alles zu verändern und weckt ein neues Bewußtsein, das sich zunehmend in sich selbst zurückzieht.

Ich kam auf Gedanken, unvermutet, wie man auf Minen kommt, von solcher Sprengkraft, daß ich hätte zurückschrecken müssen, aber ich ging weiter, ohne Sinn für die Gefahr.

Hanna mißverstand mich. Weil ich nicht zu entscheiden wußte, ob der Kinderwagen große oder kleine Räder haben sollte, schien ich gleichgültig. (Ich weiß wirklich nicht. Ganz wie du willst. Doch, ich höre.) Wenn ich mit ihr in Geschäften herumstand, wo sie Hauben, Jäckchen und Windeln aussuchte, zwischen Rosa und Blau, Kunstwolle und echter Wolle schwankte, warf sie mir vor, daß ich nicht bei der Sache sei. Aber ich war es nur zu sehr. (S. 49f)

Daß der Mann sich nicht zu entscheiden weiß, daß es ihm egal ist, welche Dinge aus dem differenzierten Angebot gewählt werden, heißt aber nicht, daß er «gleichgültig» ist im Sinne eines abgestumpften Es-geht-mich-alles-nichts-an. Gleichgültig ist er nur gleichgültigen Dingen gegenüber, den alltäglichen Anforderungen einer routinierten elterlichen Vorsorge, die sich in den Angeboten der Warenwelt zu entscheiden hat. Aber um so intensiver will er klar sehen, was hinter den Fassaden geschieht als Herausforde-

rung menschlicher Existenz überhaupt, auch wenn ihm noch der Ausdruck fehlt, es mitzuteilen.

Zu sehr ist der werdende Vater bei «der Sache», die ihn zunehmend zu verwirren scheint, um sagen zu können, was in ihm vorgeht. Das einverständige Band zwischen den Eheleuten beginnt zu zerreißen. Das Ich rückt aus dem Wir. Mißverständnisse und Vorwürfe machen sich breit. Es ist ein erstes Bewußtsein von Absurdität, das ihn ergriffen hat und als Konflikt zwischen Innen und Außen, als Zwiespalt zwischen Ich und Welt bedrängt: denn so sehr er sich, von innen gesehen, sorgt um das Kind, dem er all seine Gedanken zuwendet, so sehr prallt sein Denken auf das Phänomen, daß die Welt, in die das Kind entbunden wird, von außen gesehen nur ein nichtiger Klecks des riesenhaften Weltalls ist, das in seiner unvorstellbaren Tiefe absolut gleichgültig ist gegenüber den kleintlichen Sorgen des Menschen. Es ist das Bewußtsein der *objektiven Gleichgültigkeit der Welt*, das dem Mann das Wort verschlägt. Was bedeutet schon die Geburt eines einzelnen Kindes, wenn Zur-Welt-Kommen immer auch heißt, in eine kosmische Welt zu fallen, die unermesslich ist, stumm und gleichgültig gegen unsere Hoffnungen und Ängste?

Wie soll ich bloß ausdrücken, was in mir vorging? Es erging mir wie einem Wilden, der plötzlich aufgeklärt wird, daß die Welt, in der er sich bewegt, zwischen Feuerstätte und Lager, zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, zwischen Jagd und Mahlzeit, auch die Welt ist, die Jahrmillionen alt ist und vergehen wird, die einen nichtigen Platz unter vielen Sonnensystemen hat, die sich mit großer Geschwindigkeit um sich selbst und zugleich um die Sonne dreht. Ich sah mich mit einemmal in anderen Zusammenhängen, mich und das Kind. (S. 50)

Einen Schritt weiter – und das aufgeklärte Bewußtsein, dem die Erde nicht mehr als vertraute Stätte lebensweltlicher Geborgenheit erscheint, sondern als nichtiger Ort in einem gleichgültigen kosmischen Tiefenraum, stößt auf die Tiefenzeit, die unvorstellbar lange Kette der Wesen, in der das Kind nur einen bedeutungslosen Platz einnehmen wird, genauso wie alle vor und nach ihm.

Man muß es sich nur recht vorstellen. Diese ganze Abstammung! (...) Vielleicht ist es für manche beruhigend, diese Kette zu denken. (...) Ich probierte ein paarmal, diesen Prozeß durchzudenken, nicht nur nach vorn, sondern auch nach hinten, bis zu Adam und Eva, von denen wir wohl kaum abstammen, oder bis zu den Hominiden, von denen wir vielleicht herkommen, aber es gibt in jedem Fall ein Dunkel, in dem diese Kette sich verliert, und daher ist es auch belanglos, ob man sich an Adam und Eva oder an zwei andere Exemplare klammert. Nur wenn man sich nicht anklammern möchte und besser fragt, wozu jeder einmal an der Reihe war, weiß man mit der Kette nicht ein und aus und mit all dem Zeug nichts anzufangen, mit den ersten und letzten Leben nichts. Denn jeder kommt nur einmal an die Reihe für das Spiel, das er vorfindet und zu begreifen angehalten wird. (S. 50)

Die Stellung der Erde im Kosmos ist exzentrisch und bedeutungslos, an einem Ort, der in irgendeinem abgelegenen Winkel des mit ein wenig Materie angefüllten, leeren Kosmos dahintreibt; die Herkunft der menschlichen Existenz verliert sich in einem Dunkel, und der Zweck eines einzelnen Lebens wird ungewiß.

2

Was bleibt anderes, als sich mit diesem Spiel abzufinden, wenn man «mit all dem Zeug» nichts mehr anzufangen weiß? Auf das Phänomen der Gleichgültigkeit der Welt reagiert der Vater mit einem Akt fatalistischen Einverständnisses. «Da wir uns aber schon einmal so vertrauensvoll vermehren, muß man sich wohl abfinden. Das Spiel braucht die Spieler. (Oder brauchen die Spieler das Spiel?)» (S. 51)

Eine Art *stoischer* Gleichgültigkeit ergreift den Ich-Erzähler. Daß er hier von einem «Spiel» spricht, mit dem man sich «abfinden» muß, deutet zugleich jedoch an, daß ihm jenes Endziel verlorengegangen ist, auf das die stoische Lebensweisheit der Antike noch intendieren konnte in der Hoffnung, Ataraxia zu erringen: Uner-schütterlichkeit, *Seelenruhe* und Unabhängigkeit vom Weltlauf. Denn die geistigen Übungen der Stoa, die immer wieder dazu auf-forderten, sich den gleichgültigen Dingen gegenüber gleichgültig zu verhalten, vertrauten noch darauf, daß der Mensch seine Sicht-weise mit derjenigen einer göttlichen Allnatur identifizieren konnte. Er war kein Fremder in einem sinnentleerten Universum

und einer unbegreifbaren Gattungsgeschichte. Alles sollte nur darauf ankommen, den Dingen den falschen Wert zu entziehen, den die menschlichen Meinungen ihnen beimessen. Wer zu erkennen gelernt hat, daß Reichtum oder Armut, Gesundheit oder Krankheit, Mißerfolg oder Ruhm den Guten wie den Schlechten gleichermaßen zustoßen können, der weiß, daß auch die Allnatur zwischen diesen Phänomenen keinen Unterschied macht. Sie stoßen dem Menschen von außen zu, und es gilt, sie als gleichgültig anzuerkennen. Es qualifiziert den antiken Stoizismus, daß er dieses Wissen als innere Stärke und gleichmütige Gelassenheit begriffen hat. Die Weisheit des Stoikers beruht allein in ihm selbst, und die Welt kümmert ihn nicht. Nicht aus mangelndem Interesse an den Erscheinungen der Welt hält er gleichgültige Dinge für gleichgültig, sondern im Wissen darum, daß allein Tugend und Laster einen ethischen (guten bzw. schlechten) Wert besitzen. In dieser Hinsicht war stoische Vergleichgültigung, welche sich über alles erhebt, was in der Fachsprache der Stoa als «adiaphora» bezeichnet wurde (deren lateinische Übersetzung «indifferentia» war), von einem fundamentalen Ethos beherrscht, das alles als «gleichgültig» nivellierte, was sich nicht auf der Ebene des moralisch Guten oder Bösen befindet. Nur so war die unerschütterliche Größe einer befreiten Seele zu erringen und die gewünschte Fähigkeit, das Leben auf die beste Weise glücklich zu verbringen.

Von dieser stoischen Ethik finden sich in der scharfsichtigen Gleichgültigkeit des Ich-Erzählers nur noch verwischte Spuren. Durch Astronomie und Abstammungslehre aufgeklärt, daß der Mensch sich irgendwo in einem Weltall befindet, eingebunden in eine biologische Kette, mit der er nicht ein und aus weiß, findet er sich mit dem Spiel ab. Das ist weit entfernt von dem Einverständnis, das den Stoiker mit der Allnatur verband. Aber es hält, gegen alle gesellschaftlich konditionierten Wertigkeiten, noch am Ideal einer stoischen Ataraxia fest, die vor jeder formulierten Regelmoral eine neue Sittlichkeit zu entwickeln vermag. Deshalb opponiert der Vater zunehmend gegen die Meinungen einer Gesellschaft, in der er mitzumachen abgerichtet worden ist. Umstellt von den Mauern der allgemein favorisierten Wertigkeiten und Bedeutungen, fühlt er sich wie ein Kriegsgefangener der herrschenden Ordnung, der sprachlichen wie der materiellen.

Aber das Kind? Kann ihm nicht erspart bleiben, worin sich der Vater gefangen fühlt, ohne für sich einen begehrenswürdigen Ausweg zu finden? Kann es nicht wieder ein erster Stoiker sein, frei von den Einflüsterungen der gesellschaftlichen Außenwelt? Nachdem das Kind, dieses winzige nackte Geschöpf, das den Kosenamen Fipps erhielt, zur Welt gekommen war, steigerte sich die väterliche Beunruhigung. Es schien nicht mehr aufzuhalten, worauf es angekommen wäre: diesen sinnindifferenten Weltankömmling zu bewahren vor den sprachlichen Tätowierungen und gesellschaftlichen Wertschätzungen einer Welt, die nicht seine eigene war. Was tun? Der Vater weiß zwar keine Antwort. Aber in den Fragen, die nun auf ihn einstürzen, klingt eine Hoffnung an, in der ein Rest stoischer Adaphorie nachklingt:

Hatte ich es, zum Beispiel, nicht in der Hand, ihm die Benennung der Dinge zu verschweigen, ihn den Gebrauch der Gegenstände nicht zu lehren? Er war der erste Mensch. Mit ihm fing alles an, und es war nicht gesagt, daß alles nicht auch ganz anders werden konnte durch ihn. Sollte ich ihm nicht die Welt überlassen, blank und ohne Sinn? Ich mußte ihn ja nicht einweihen in Zwecke und Ziele, nicht in Gut und Böse, in das, was wirklich ist und was nur so scheint. Warum sollte ich ihn zu mir herüberziehen, ihn wissen und glauben, freuen und leiden machen! (...) Wo er stand, war nichts entschieden. Noch nichts. Wie lange noch?

Und ich wußte plötzlich: alles ist eine Frage der Sprache. (...) Alles war eine Frage, ob ich das Kind bewahren konnte vor unserer Sprache, bis es eine neue begründet hatte und eine neue Zeit einleiten konnte.

Oft ging ich mit Fipps allein aus dem Haus, und wenn ich an ihm wiederfand, was Hanna an ihm begangen hatte, Zärtlichkeiten, Koketterien, Spielereien, entsetzte ich mich. Er geriet uns nach. Aber nicht nur Hanna und mir, nein, den Menschen überhaupt. Doch es gab Augenblicke, in denen er sich selbst verwaltete, und dann beobachtete ich ihn inständig. Alle Wege waren ihm gleich. Alle Wesen gleich. Hanna und ich standen ihm gewiß nur näher, weil wir uns andauernd in seiner Nähe zu schaffen machten. Es war ihm gleich. Wie lange noch? (S. 53)

3

Zur-Welt-Kommen heißt Zur-Sprache-Kommen. Das Kind, das sprechen lernt, wird sprachlichen Differenzen ausgesetzt, in denen ihm die gesellschaftliche Relevanz der Dinge und Erscheinungen für den Menschen begreifbar wird. Es lernt zu unterscheiden, ent-

sprechend den Regeln symbolischer Ordnung und ihrer Werte. Nichts wird ihm mehr gleich sein. Das flüssige Weltplasma, in dem noch nicht geschieden und entschieden ist, in dem alles «gleich» ist, beginnt durch die benennende und feststellende Kraft der Sprache zu erstarren. Die Blankheit des Seienden wird durch Zeichen in Bedeutungsparzellen separiert; die Grammatik stellt Strukturraster möglicher Beziehungen zur Verfügung und läßt kognitive und affektive Urteile fällen; die Unmittelbarkeit des bloßen Daseins wird überführt in die Mittelbarkeit intersubjektiver Abstraktionen; Diskurse ordnen die Felder des gesellschaftlich Bedeutsamen. Die Trennungen von Zweck und Zwecklosigkeit, Sinn und Unsinn, Wahrheit und Falschheit, Wirklichkeit und Schein, Erlaubtem und Verbotenem werden begründet in einer Sprache, die dem Ich die Welt als menschliche Welt aufschließt. Die ungeheure Ironie dieser Versprachlichung ist dem Vater nur zu bewußt: Seit die Sprache dominiert, seit die Dinge benannt sind und richtende Urteile gesprochen werden können, treten Ich und Welt auseinander. Das unschuldige Einverständnis eines sprachindifferenten Kindes mit allem, was ihm als gleich gilt, wird gebrochen durch sprachlich vermittelte Wertschätzungen. «Alles teilt sich in oben und unten, gut und böse, hell und dunkel, in Zahl und Güte, Freund und Feind.» (S. 56)

Auch wenn das Kind seinen Eltern nachgerät und ihre Sprache lernt, so gibt es doch noch Augenblicke, in denen ein paradiesischer Zustand vorscheint, ein Dasein vor dem Sündenfall, dieser Geburtsstunde der menschlichen Sprache und Erkenntnis. Kann nicht wenigstens sein Sohn wieder jener Adam sein, der «erste Mensch», der vor Zeichen, Urteil und Abstraktion in einer gottnahen Gleichgültigkeit lebte, die allem gleich nahe war, frei von Gut und Böse, Erkenntnis und Irrtum? Der Vater weiß zwar, daß er selbst aus dem Paradies vertrieben ist, und er glaubt auch die Schuldige zu kennen, von der bereits im alttestamentarischen Ersten Buch die Rede war. Verführt durch die teuflische Schlange, ist es das «Weib», das vom Baum der Erkenntnis zu essen verlockt, weil er klug machen soll. Auch Fipps wird sich der mütterlichen Verführung nicht entziehen können. Hanna war «eine wundervolle Versucherin. Sie stand unentwegt über den namenlosen Fluß gebeugt und wollte ihn herüberziehen.» (S. 54) Gegen ihre Macht kämpft